

Vollst. d.

Von Otto Rie m a s c h.
Schiff du den Stern nicht fallen
Rom blauen Firmament?
Er glüht in Nacht und Tiefen,
Er leuchtet von uns fern.
So floh oft ein Gedanke,
Mit dem ich dein Gedachte,
So hell und sternensprengend
Und einig durch die Nacht.
So wie auch du als Sternlein
Ins Leben mir geduldet,
Du Stern, und du Gedachte,
Gott weiß, wohin ihr singt.

Der Stod.

Eine verwickelte Geschichte von Max Hoffmann.
"Den schönen Stod willst du mitnehmen?"
Frau Agathe sah ihren Mann bei diesen Worten vorwurfsvoll an, doch dieser fragte ruhig und mit Würde: "Warum soll ich nicht? Soll er bloß immer zu Hause in der Ecke stehen? Wozu habe ich ihn denn bekommen?"
Du hast ja nicht unrecht, Mäme", bestätigte sie sanft. "Aber ich meine, es ist doch besser, wenn du ihn nur mitnimmst, wenn wir beide zusammenausgehen. Zwei können immer besser aufpassen als einer, und er ist doch so wertvoll."
Das stimmte ja nun freilich. Herr Kulide hatte den Ebenholzstod mit dem schweren silbernen Griff zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum von seinen Bureaukollegen bekommen und war stolz auf dieses schöne Geschenk. Aber er wollte ihn doch auch zeigen. Was zeigte ihm ein schöner Stod, wenn er ihn nicht spazierenführen durfte!
"Dah nur, Agathe!" erklärte er nach kurzen Bögeln mit Entschiedenheit. "Ich mache nur einen kleinen Bummel durch die Stadt, trinke ein Glas Bier und bin um zehn Uhr mit dem Stod sicher wieder hier. Darauf kannst du dich verlassen."
Ohne auf ihr Schmelzen zu achten, stülpte er sich den Hut auf, nahm den Stod fest in seine Rechte und ging rasch hinaus.
Nachdem er eine gute halbe Stunde im Zentrum der Stadt umhergeschlendert war, empfand er ein gewisses Gefühl der Trodenheit in der Kehle und sah sich nach einem jener vorliegenden Lokale um, wo man einen Guten schenkt. In einer Seitenstraße entdeckte er das geeignete mit dem ihm zufugenden Bier, hängte Hut und Stod sorgfältig an einen Garderobenständer und ließ sich an einem hübsch weiß geschworenen Tisch nieder. Das Lokal war ziemlich gesellig, aber er hatte doch noch einen guten Platz bekommen und tat begabliche Züge aus seinem Glase. Für einige Minuten verließ er sich dann in die Zeitung und verläumte dabei, nach seinem Stod zu sehen.
Als er wieder aufblinde und mit seinem Stod herumging, war es ihm, als wenn ihn ein Blitz durchfuhr. Er rieb sich energisch die Augen. Nein, er täuschte sich nicht! Dort hing an Stelle seines prächtigen Ebenholzstodes ein einfacher Malakaststod. Schlich wie ein blonder Jüngling am Red baumelte er hin und her. Herr Kulide durchsuchte es wie eine Gekochung: der Dieb konnte nur jener Herr gewesen sein, der in seiner Nähe gefesselt und scheinbar so eifrig die Zeitung studiert hatte. Seine Erkennung hatte sich ihm fest eingepägt, ein gallig aussehender, dürrer Mensch mit leuchtenden Augen und unruhigem Wesen. Er konnte noch nicht sehr weit mit seiner Beute sein. Herr Kulide warf eine halbe Mark auf den Tisch, verzichtete großmütig auf die zwanzig Pfennige, die er hätte herausbekommen müssen, und stülzte mit dem hellbraunen Stod in der Hand, hinaus.
Er hatte Glück. Nicht weit vor sich sah er plötzlich jenen Menschen gehen. Er wandelte ganz gemessen als wenn er der ehrbare Mensch von der Welt wäre, und stülzte sich dabei wohlgefällig auf die schöne silberne Krüde.
Herr Kulide überlegte. Ihn jetzt gleich stellen? Das war gefährlich. Der Kerl konnte weglauen, es wäre ihm bei seiner Beibehaltung schwer, ja unmöglich gewesen, ihm zu folgen, und der unerschöpfliche Stod war für immer weg. Nein, es mußte seiner dingestellt werden. Möglichst unauffällig folgte er dem Kerl in einiger Entfernung, so daß er ihn nicht aus dem Gesicht verlor. Der Mensch wanderte weiter und weiter. Nach geraumer Zeit blieb er prüfend vor einem großen Bierpalast stehen und ging dann langsam hinein. Herr Kulide ebenso langsam hinterher. Er nahm in ziemlicher Entfernung von dem Menschen Platz, nachdem er feing Seiden in der Nähe seines eigentlichen Stodes untergebracht hatte.
Der Mensch ließ sich die Speiskarte geben, bestellte nach sorgfältiger Wahl und begann bald darauf, sich über ein gewöhnliches Gekochtes herzusetzen. Darauf hatte Herr Kulide nur gewartet. Er trat rasch aus, schloß die Tür hinter sich auf, nahm seinen Ebenholzstod und ging mit langen Schritten hinaus. Draußen amete er erträchtig auf. Gott sei Dank, daß diese Sache noch einmal gut abgelaufen war! Er hätte

nicht gewagt, seiner Agathe vor die Augen zu treten, wenn er seinen Stod nicht gehabt hätte. Er hätte obdachlos umherirren müssen, und vielleicht hätte es ein Unglück gegeben. Das gütige Schicksal hatte es noch einmal gnädig gestaltet. Aber das verdugte Gesicht des Menschen den er doch sehen mögen, wenn er wie durch einen Zauber seinen Stod wieder vorfand!
Das war allerdings sehenswert, jedoch in anderer Weise, als sich Herr Kulide das dachte.
Als der Mensch sein Eisbein verzehrt und seinen Maßtrug geleert hatte, sah er nach seinem Hut und Stod, und seine Augen wurden wie Wagenräder.
"Herr Ober!" schrie er aufspringend.
Der Kellner stürzte herbei. "Sie wünschen, mein Herr?"
"Man hat mir meinen Stod, meinen kostbaren Stod gestohlen."
"Aber das hängt ja ein Stod!"
"Ach was, das ist ein wertvoller Malakaststod für zwei Mark fünfzig. Der meingige war ein Ebenholzstod mit silberner Krüde."
"Zu mir leid!"
"Geschäftsführer! Ich verlange den Geschäftsführer zu sprechen."
"Was steht zu Diensten, mein Herr?"
Er erzählte wieder voller Entrüstung die Geschichte von dem gestohlenen Stod.
"Ich bedauere sehr."
"Hier hilft kein Bedauern. Wo ist der Stod?"
Er erklärte dem Kellner, daß er Entschädigung verlange.
Der Kellner zeigte die Achseln. "Sie sehen, mein Herr, hier ist überall angehängt, daß ich für abhandlungsgewonnene Garderobegenstände nicht aufkomme. Jeder muß eben selbst acht darauf geben."
"Das wäre ja noch schöner!" Der Mensch randalisierte, und da dem Kellner der Spektakel, auf den die anderen Gäste schon aufmerksam geworden waren, unangenehm war, so bot er ihm in sein Privatkontor.
Der Stod war mindestens dreißig Mark wert", erklärte der Kellner. "Abgegeben von dem unerfährlichen Gemütswert, den er für sich hatte, denn er war ein Geschenk lieber Kollegen. Und dafür hat man mit diesem gewöhnlichen Malakaststod angekauft."
Der Kellner blieb fest, und der Mensch mußte schließlich aufgegeben werden, das Lokal zu verlassen. Der lästige Gast tat es, indem er beim Hinausgehen mit einer Klage drohte. Eisbein und Bier hatte er allerdings vergessen zu bezahlen.
Herr Kulide war ungeduldig, immer noch schmunzelnd über das so günstig abgelaufene Abenteuer, bis an eine Straßenecke gelangt, wo er wegen des starken Verkehrs eine Weile haltmachen mußte. Mit einem Male erblickte er von hinten einen Stod und drehte sich, empört über diese Rohheit, jäh um. Der Mensch mit dem Malakaststod stand vor ihm.
"Also hier treffe ich Sie!" sprudelte er aufgeregter hervor. "Wie kommen Sie dazu, mit meinem Stod durchzugehen?"
Herr Kulide war starr über diese Frechheit. "Ihr Stod?" gab er entrüstet zurück. "Sie hatten ihn mir ja selbst entwendet."
"Dumme Redensarten!" zischte der andere, während die Vorübergehenden stehenbleiben, voller Neugierde, was sich aus dieser sonderbaren Szene entwickeln würde. Er packte Herrn Kulide am Arm und brüllte: "Schuhmann, Schuhmann!"
Ein Hüter des Gesetzes erschien. "Herr Wachmeister, dieser Herr hier hat mit mir im Lokal meinen Stod gestohlen. Ich verlange, daß seine Personlichkeit festgestellt wird."
"Erlauben Sie mir, mein Name ist Kalkulator Kulide, Wasserlocherstraße 69b."
"Das kann jeder sagen. Ich fordere amtliche Personifizierung."
"Wollen Sie einen Strafantrag stellen?" fragte der Beamte vorschnell.
"Selbstverständlich!"
Herr Kulide mußte zu seiner Bestätigung mit nach dem Polizeibureau. Dort erzählte er wahrheitsgetreu, wie sich die Sache abgespielt hatte.
Der gallige Mensch lachte höhnisch auf, als er geredet hatte. "Sie haben sich ja da eine schöne Geschichte ausgedacht. Und nun bitte ich, lassen Sie sich einmal die Krüde an, Herr Wachmeister! Was steht da?"
Der Wachmeister suchte vergeblich: "Ihren verzeihlichen Sängersänger Gustav Pimpel zum Geburtstag 1913 die goldene Vra."
Herr Kulide traute seinen Augen nicht. Das stand wirklich auf der Krüde seines Stodes eingraviert.
"Ich begreife nicht", murmelte er kopfschüttelnd.
"Haha!" lachte der andere impertinent. "Das will ich meinen. Das bin ich nämlich, mein Herr! Und nun werden Sie wohl die Gewogenheit haben, hier Ihren lauten Stod wiederzugeben. Im übrigen sollen Sie von mir hören."
Nachdem das Protokoll aufgenommen worden war, ging Herr Kulide betrübt als je nach Hause. Die Sache war ihm unerklärlich.

Unterwegs kam ihm der Gedanke, sich noch einmal nach dem ersten Lokal zu begeben. Er wollte dem Wirt alles erzählen, um vielleicht einen wichtigen Zeugen zu gewinnen.
Als er den Raum betrat, sah er in der Nähe des Garderobensängers, wo sein Hut und Stod gehangen hatten, einen diden Herrn in der Mitte mehrere Kellner stehen, der laut schimpfte.
"Mein Stod, mein famoser Stod ist mir gestohlen!" jammerte er.
Der Wirt versuchte, ihn zu beschwichtigen. "Ich bitte Sie, mein Herr, beruhigen Sie sich doch! Sie selbst sagen, es war nur ein Malakaststod, und hier haben Sie dafür einen Ebenholzstod mit silberner Krüde."
"Ach was! Daran ist mir gar nichts gelegen. Der ist mir viel zu schwer, und was soll ich mit dieser Alten-Frisen-Krüde? Ich verlange mein schönes, glattes, leichtes Malakaststod, das ich bequem über den Arm hängen kann."
"Der Kellner war näher getreten. "Gestatten Sie", sagte er. "Ist das vielleicht Ihr Stod?"
"Gott sei Dank!" rief der Dide. "Da ist er ja! Wie kamen Sie dazu, mit Ihren Ebenholzstod dafür auszuhalten zu wollen?"
"Das verleihe ich ebenfalls nicht", versetzte Herr Kulide. "Und er berichtigte, was ihm bisher passiert war."
"Der Wirt hatte aufmerksam zugehört und hat dann lächelnd: "Erlauben Sie mir mal Ihren Stod, mein Herr!" Er behielt ihn prüfend und sagte: "Wahrhaftig, er sieht genau so aus wie der Stod unseres Stammgastes Herrn Pimpel. Sie haben ganz einfach seinen Stod bekommen, mein Herr, und dabei nicht bemerkt, daß Ihr eigener hängt geblieben war."
"Na, auf den Schatz müssen wir einen genehmigen", rief der Dide, und Herr Kulide mußte wohl oder übel eine Lage mitlernen.
Später, als er beabsichtigt hatte, kam er nach Hause, wo ihn seine Frau unruhig erwartete. Er erzählte ihr die ganze Geschichte, und als sie sagte: "Siehst du, nun wirst du mir wohl recht geben, daß du den Stod nur in meiner Gesellschaft mitnehmen darfst!" da nickte er resigniert: "Weißt, gewiß, liebe Agathe!"

Die „Käseklinit“.

In einer Berliner Straße, auf dem Rotenbuser Damm, gibt es ein Delikatessengeschäft, das allgemein die "Käseklinit" genannt wird. Wie kam das Geschäft zu dieser merkwürdigen Bezeichnung? In dem Nachbarhaus befindet sich eine Schuhmacherecke, deren Inhaber seitlich die Inschrift "Stiefel-Klinit" hatte andringen lassen. Als das Delikatessengeschäft eingerichtet wurde, gab dessen Inhaber einem Schildermaler den Auftrag, die inhaltsschweren Worte "Butter, Käse" an den der Schuhmacherecke zu gelegenen freien Teil der Wand hinzumalen. Der Maler machte sich den Spaß, dieselbe Schriftart zu wählen, die die Inschrift "Stiefel-Klinit" aufwies, und so lief man denn an der Grenze der beiden Häuser folgendes:
Butter Stiefel
Käse Klinit
Es dauerte nicht lange, so führte das Delikatessengeschäft allgemein den Namen "Käse-Klinit", und auch der benachbarte Schuhmacher muß sich allerlei Annuhungen wegen seiner "Butter-Klinit" gefallen lassen.
Immer häufiger begegnet man dreien den Worten "Klinit" auf dem Geschäftsschild und zwar nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Städten. Die "Puppen-Klinit" machte den Anfang, es folgten dann "Dorschbenden-Kliniten", "Wädsche-Kliniten", "Regenschirm-Kliniten", "Stiefel-Kliniten", "Regenschirm-Kliniten" u. s. w. Das Wort "Klinit" ist ein Kunstausdruck der medizinischen Sprache; es ist von dem griechischen Wort klino (Weg) abgeleitet, hatte ursprünglich die allgemeine Bedeutung von Krankenhaus und wurde dann zum besonderen Ausdruck für die mit einer Universität in Verbindung stehenden Anstalten für Krankenbehandlung gewählt, die gleichzeitig Lehrzwecken dienen. In eine Klinit begeben sich viele, um ihren Körper kranken oder ausbessern zu lassen; dieser Umstand führte dazu, daß man auf einmal dazu überging, gewöhnliche Ausbesserungsanstalten "Kliniten" zu nennen. Mit diesen Namen scheint aber das Wort Klinit seine Karriere auf diesem Gebiet noch nicht abgeschlossen zu haben.
Zurück gegeben. Klinit: "Von der Mandel Eier, welche ich bei Ihnen kaufte, waren kaum die Hälfte zu gebrauchen."
Händler (grüßend): "A, denken Sie vielleicht, ich kann in jedem dein geben!"
Klinit: "O, nein, denn dann wären sie ja alle unbrauchbar!"
Klinit: "A, nun und Mode. Gnädiges Fräulein wollen sich in diesem Kostüm malen lassen!"
"Wer fast denn das?" Klinit mit gar nicht ein! Was das Bild fertig ist, ist ja das Kleid längst nicht mehr modern!

Türersch.

Von L. Rudolph.
Dort, wo der Schlagbaum über die Dorfstraße geht und der Schuhmacher eifrig aus seinem Sudfenster lugt, daß ihm niemand mit dem Schaufelgeld durchschlüpfte, geht der Weg ab, der durch die Heide nach Nöhren führt. Zwei Häuser liegen an diesem Wege, eines nahe am Dorf, das andere schon halb auf freiem Felde. In diesem wohnt "Türersch".
Der Name hat seine Geschichte. Man schrieb den 28. August 1853. Der Tag war heiß, und die Bauern jagten durch das Dorf von morgens früh bis abends spät, um das Sommergetreide in die Scheunen zu bringen. Das ganze Dorf war auf den Beinen und nur die Kranken und Schwachen lagen daheim und seufzten wohligh in Schattens oder schmerzlichen ob der Hitze.
Dem heißen Tage folgte ein milder Abend, in dem das Dorf sich friedlich ruhete, und noch ehe die zehnte Stunde vollendet war, lag alles still. Nur ein Hofhund knurte leise im Schlaf, und der Nachtwächter schlürfte die lange Dorfstraße entlang. Auch er hatte gearbeitet und war müde, und als er an sein Schilberhaus kam, da verlangte es ihn, sich einmal zu setzen und ein wenig zu ruhen.
Die Nacht zog herauf. Eine Sommernacht mit grauem Halbdunkel. Vom Kirchlein schlug es halb drei. Der Wächter ging wieder die Straße entlang, aber etwas schneider; denn der Morgen war kühler und ein frischer Wind wehte. Einige Mäher begegneten ihm mit ihren Enten, sagten im Vorübergehen "Guten Morgen" und unterhielten sich dann weiter untereinander. Der Weg war weit, die Rede sollte ihn kürzen; der Morgen war frisch, da konnte man noch erzählen. Wenn der Tag kam mit seiner Glut, da verstumte der Mund, da ließ man schweigend die Sense durch das Gras sausen und dankte dem Himmel, wenn einmal mitten in der grünen Fläche ein Weidenbüsch stand, hinter dem man die Mittagshitze verschlafen konnte.
Jetzt hatten sie das Dorf hinter sich; vor ihnen lag das weite Feld, große Strecken abgeerntet, dazwischen lange Reihen mit Strohstößen oder ein Hümpel Kiefern. Einer wandte noch einmal den Blick zurück, ein junger Mann; er dachte an sein Weib und an den kleinen Buben...
Erstarrten blieb er stehen. "Feuer!" rief er kurz. Seine Begleiter rüdten sich um, daß der Staub der Landstraße wich und wirbelte.
"Im Dorf," sagte der zweite. Und nun begannen sie zu laufen, daß die Sensen schwankten und schlügen.
"Feuer! Feuer!" ging ihr Geschrei in das Dorf hinein, und der Wächter, der mittlerweile auch beim letzten Haufe angelangt war und nun beim Zurückgehen die Flammen ebenfalls sah, stieß ins Horn. Die Glode schwoig noch.
"Feuer! Feuer!" ging der Ruf weiter, und die Menschen kuckten aus dem Schlafe auf und standen im Nu auf dem Hof und blickten das Dorf entlang. Dann griffen sie zu den Feuerreimern und eilten davon. Jetzt stürmte auch die Glode.
Die Mäher waren die ersten gewesen, die zum Schulzen kamen. Er hatte ihnen die Schlüssel, die neben seinem Bett hingen, hingeworfen. Aber das Spritzenhaus brannte schon, und der Kirchturn stand in Gefahr.
Der Wind blies in die Flammen, und das Flugfeuer schuf immer neue Brandstellen; die Spritze aber war verbrannt. Noch ehe die Mäher sich recht ermuntert hatten, knisterien schon die Läden vor ihren Fenstern, und vom Dach prasselte es bedächtig. In einer halben Stunde lagen 7 Bauernhöfe mit 29 Gebäuden in Schutt und Asche.
Die Wehren von außerhalb kamen. Bauern wurden niedergeworfen und auf die arg gefährdete Schule Wasser gegeben. Dann war für die Spritzen die Arbeit getan, und nur Waghalsigkeiten fanden noch und gehen acht, ob es irgendwo von neuem ausflammen wollte.
Die Abgebrannten standen stumm auf der Straße und starren in die glühenden Trümmerhaufen oder weinten leise vor sich hin. Da hatten sie nun gearbeitet das ganze Jahr, da hatten sie nur noch gefleht die Scheunen gefüllt bis in die Spigen — und nun hatte ein halbe Stunde genügt, all den Fleiß junichte zu machen.
Wessen Hand hatte leichtfertig oder freventlich dieses namenlose Unglück über sie gebracht?
"Wo ist es ausgebrochen?" fragte einer den anderen.
"Bei Dahms soll's gewesen sein."
"Ja, Dahms?"
"Ja, das ist sicher."
"Nun, dann mag Gott sie strafen, wenn auch nur ein bißchen Schuld auf ihrer Seite liegen sollte."
Dann tuschelte man zusammen, und ab und zu fiel ein lautes, festes Wort dazwischen, und ein gerimmiger Blick ging nach der Richtung, wo das Dahmsche Haus gestanden hatte.
Wessen Hand hatte leichtfertig oder freventlich dieses namenlose Unglück über sie gebracht?
"Wo ist es ausgebrochen?" fragte einer den anderen.
"Bei Dahms soll's gewesen sein."
"Ja, Dahms?"
"Ja, das ist sicher."
"Nun, dann mag Gott sie strafen, wenn auch nur ein bißchen Schuld auf ihrer Seite liegen sollte."
Dann tuschelte man zusammen, und ab und zu fiel ein lautes, festes Wort dazwischen, und ein gerimmiger Blick ging nach der Richtung, wo das Dahmsche Haus gestanden hatte.

den hatte. Das lag jetzt — ein einziger Trümmerhaufen. Nichts war stehen geblieben, und zwischen dem glühenden Schutt lag das gesamte Dahmsche Vieh — verbrannt.
Der Dahmsche Hof war der größte im Dorf. Der alte Besitzer hatte sich zur Ruhe gesetzt und dem Mann seiner einzigen Tochter den Hof übergeben. Der Schwiegersohn war wohlhabend und bekam nun das schöne Besitztum dazu. Aber die Gebäude waren alt...
"Es war alles alt," sagte eine Stimme.
"Da brennt es leicht."
"Aber von selbst kommt es nicht an."
"Sie haben ja immer die Asche auf dem Boden. Vielleicht war noch etwas Blut darin, die dann durch 'ne Menge..."
"Es gibt ja allerhand Ragen..."
Und wieder warfen die Sprechenden brodelnde Blide auf die Trümmerklippe, vor der der Besitzer mit seiner Frau stand.
* * *
"Man könnt's bei leeren Scheunen machen," hatte der Mann eines Abends gesagt.
"Was?" hatte seine Frau gefragt.
"Na, ich meine, wir müssen doch bauen."
"Das kostet viel Geld."
"Ja, und das Abreihen vorher auch. Es geht wirklich einfacher und billiger."
"Wo?"
"Na, es kommen ja viele Gewitter im Sommer. So ein 'warmer Regen' ist manchmal ganz gut..."
Seine Frau lachte.
"Mann, du tust ja gerade, als könnt' man die Gewitter lenken."
"Wenn auch nicht gerade die Gewitter..."
"Wen denn dann?"
"Nu, das Feuer!"
Sie schwiegen.
"So 'ne Feuerversicherung kostet doch n' Haufen Geld."
"Ja, aber man kriegt doch auch 'was, wenn's brennt!"
"Na — vielleicht — brennt's — mal."
Seitdem hatten sie nicht wieder davon gesprochen. Und nun hatte es wirklich gebrannt. Allerdings, das hatten sie nicht gewollt, daß auch andere darunter leiden sollten. Auch daß das Vieh verbrannt war, tat ihnen leid; indes nun war's einmal geschahen, und geschahene Dinge sind nicht zu ändern. Schließlich, mit einem Teil waren ja alle versichert, und das andere... Das Gewitter fragte auch nicht: "Bist du versichert?" Der Blitz zündete, wo er wollte.
Ihr Haus war nicht nur das größte, sondern auch das höchste gewesen. Es bestand nicht lediglich, wie die anderen, aus dem Erdgeschos, sondern hatte noch ein halbes Stockwerk darüber, den sogenannten Tempel. Dicht neben dem Hause — gewissermaßen unter seinem Dach, da der Giebel nach der Straße sah — stand ein niedriges Häuschen, das Altenteil, in dem der Vater der Frau wohnte. Sie hatten ihn wecken wollen; aber das Feuer hatte sich ja so unheimlich schnell ausgebreitet, daß sie nur zu den Anechten und Mägden gekommen waren. Nun, der alte Mann würde ja wohl das Praxellen gleich gehört haben. Sonstbar, daß er sich gar nicht blicken ließ. Allerdings, es waren so viele Menschen auf der Straße, und ein solches Durchgehen. Troßdem, auffallend war es doch; die Frau fing an, unruhig zu werden. Der Mann drückte ihren Arm, daß sie fast aufgeschrien hätte. "Wißt du, daß die Leute auf uns aufmerksam werden? Sie sehen uns so schon mißtrauisch an."
Sie ging still neben ihm her, aber ihre Blide gingen unruhig und suchend.
Die Männer gingen an aufzuräumen und hocherten mit langen Haken an den Trümmern herum. Zahlreiche Tierleichen lagen dazwischen und wurden bestammungsgeschoben. Da zog einer mit seinem Halen eine schwarze verkohlte Masse heraus.
"Du, ist das nicht ein Mensch?" fragte er aufgeregter seinen Nachbar.
"Ach, da hätte doch wohl schon einer 'was gesagt." Troßdem trat er näher.
"Ja, hier hat ja kein Stall gestanden. Hier... Wahrhaftig, Du hast recht."
Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, und die Massen strömten alle auf den einen Fleck zu.
"Hier hat Blutmes Anteil gestanden."
"Blutmes! Ist der alte Blutmes da?"
"Water! Water!" schrie angstvoll eine Frauenstimme.
"Da! einer den alten Blutmes gesehen?"
"Klemand antwortete."
Da rana sich ein toller Schrei aus der Brust der Tochter. Sie drängte sich durch die Menge, um gleich darauf ohnmächtig vor der verbliebenen Leiche ihres Vaters zusammenzubrechen.
"Ihr Mann stand da, starr und unbeweglich."
"Türersch" nannten sie die Leute. "Türersch" nennt der Bauer das Ver-

hebern und Verwirren, und weil sich in jener Nacht in ihrem Kopf auch alles verwirrt hatte, so nannte man sie "Türersch". Ihr wahrer Name bergaß sich.
Sie war eine arme, harmlose Jete und lebte seit dem Brande bei einer entfernten Verwandten dort am Heideberg; ihr Mann hatte sich der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Die Wirtschaft besorgte sie selbst; die übrige Zeit aber ließ sie in stetem Selbstgespräch durch Dorf und Feld. Die Erwachsenen sahen ihr nach; die Kinder wichen ihr scheu aus, obgleich sie völlig ungefährlich war. Nur wenn im Sommer die Sonne über dem Schornstein stand und der Rauch in die Stube drückte, fing sie an zu tobem. Es war, als käme ihr eine Erinnerung an jene Nacht, in der sie zur Vatermörderin wurde.
Die Fußbekleidung im Aberglauben.
An keinen Gegenstand der menschlichen Kleidung knüpft sich soviel Aberglauben, wie an die Bekleidung des Fußes, Schuh, Stiefel und Strümpfe. Es scheint das daher zu kommen, daß man wohl dabei auf die dauernde Berührung der Füße mit der Mutter Erde" bedacht hat. Wenn sich die Frau beim Gang zur Trauung Geld in die Schuhe steckt, wird sie nie Mangel haben. Die ersten Schuhe, die die junge Frau ablegt, dürfen nicht an Arme verschent werden, sondern müssen fortgeworfen werden, sonst tragen sie Unglück ins Haus. Wenn man einen Schuh in einen Regenbogen wirft, kommt er mit Gold herunter. Wenn man einer Leiche folgt, darf man nicht frisch geschmirte Stiefel tragen, sonst stirbt man bald.
Einen schweren Tag erleidet, wer sich die Stiefel an den Füßen pugt. Der Aberglaube ist wohl begründet durch mancherlei Unfälle, die man sich in der unglücklichen Stellung, die man beim Pugen einnehmen mußte, zuzog.) Wer die Schuhe nach einwärts schief tritt, bringt den Reichtum ins Haus, nach auswärts, wird arm. Reich wird auch, wer runde Löcher (die Form des Geldes) in die Sohlen tritt. Durch das Werfen der Pantoffeln über den Kopf können an verfallenen Abenden des Jahres (Andreasabend, Silvester und Thomasstag) die Mädchen ergründen, ob sie bald heiraten. Fällt die Spitze des Schuhes nach innen, so kommt noch in demselben Jahre der Freier, fällt die Spitze nach der Tür zu, so muß das Mädchen in demselben Jahre aus dem Hause, was natürlich die gleiche Ursache haben kann. In der Brautnacht wirft der Bräutigam seinen Schuh nach der Wand; fällt die Spitze nach dem Bette zu, so stirbt die Frau zuerst, nach der Wand, der Mann. Mittels der Schuhe kann man auch die Liebe jemandes erringen. Mädchen tun das, indem sie die Schuhe der von ihnen angebeteten Person entwerfen, acht Tage tragen und dann wieder an den alten Platz stellen. Die Burschen erwerben sich die Liebe ihrer Angebeteten, indem sie ein, während des Ave Maria gepflücktes vierblättriges Kleeblatt in deren Schuh prattizieren. Dann muß sie ihnen nachlaufen. Doch dürfen sich Liebende und Eheleute keinen Schuh schenken, weil sie sonst auseinandergehen.
Beim Schlafengehen muß man die Schuhe gerade vors Bett stellen, wie man sie nicht anzusehen hat, sonst kann man nicht schlafen und hat schwere Träume. Die Strümpfe muß man über die Stuhllehne hängen, nicht auf den Stuhl legen, sonst fällt man, wenn man sie wieder anlegt. Seitensteden vertreibt man, wenn man mit Speichel ein Kreuz auf den Schuh malt. Kranke Hüner werden wieder gesund, wenn man sie aus einem Schuh freisetzt. Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, auch nicht neu, sonst fällt man in ihnen. Beim Taufgang darf die Mutter oder die Trägerin des Tauflings keine neuen Schuhe tragen, sonst wird das Kind im späteren Leben eine gefährlichen Fall tun. Unbezogene Schuhe verletzen die Füße durch Anrücken. Wenn man sich veriret hat, muß man, um sich wieder zurechtzufinden, die Schuhe umwechseln. Auch beim Spiel wendet sich das Glück, wenn man die Fußbekleidung wechselt. Mädchen, die viele Länger haben wollen, müssen getrocknete Erbsen in die Schuhe tun; auch dürfen sie nicht bei zwei Tanzgelegenheiten den gleichen Strumpf tragen. Der Strumpf spielt im Aberglauben eine große Rolle, auch wird er Kindern, die erkrankt sind, nachts um den Hals gebunden, was immerhin einen praktischen Grund hat, denn die wollene Halsbinde ist keineswegs ungewöhnlich.
— Schön geerd. Die Kleider: Schürze stecken sich in der wärmeren Jahreszeit auf das Gekochte zu legen.
— Eine neue Suppe. Galt: "Da finde ich ja Haare in der Suppe, und gleich drei auf einmal." Wirt (sich krampfend): "Dafür ist es aber auch eine echte Bismarck-Suppe."